

## Der Philosoph von Bümplitz

Ich weiss nicht, ob es unter denen, die der jüngsten Generation angehören, viele gibt, die den alten Johann Peter Hebel so ins Herz geschlossen haben wie ich. Immer wieder betreffe ich mich dabei, wie ich sein „Schatzkästlein“ hervorhole und mich stundenlang in das köstliche Geplauder des prächtigsten aller Kalendermänner vertiefe. Es ist mir stets eine auserlesene Freude, dem rheinländischen Hausfreund zu lauschen, wie er seinen Bauern von den Weltbegebenheiten da draussen erzählt und zu beobachten, wie die „grossen Dinge“ der Welt, die man uns einst auf der Schulbank in den pathetischsten Formen eingebläut, sich in dem Munde dieses klugen Pastors aller unnützen Flitter begeben und die einfachste Gestalt annehmen.

An den rheinländischen Hausfreund und sein „Schatzkästlein“ gemahnt mich ein Buch, das seit mehreren Tagen vor mir liegt. Es betitelt sich: „Bümplitz und die Welt von C.A.Loosli“ und ist vor kurzem in Bern bei A.Benteli erschienen. Bümplitz und die Welt – ein seltsamer Titel! Was ist – Bümplitz? Ich glaube kaum, dass man im Meyer oder Brockhaus Auskunft darüber findet, und so muss ich denn selber zuallererst mit dem herausrücken, was mir bekannt ist. Bümpliz ist ein Dorf in der Nähe Berns und geniesst in der Schweiz den Ruf eines – Seldwyla. Ganz mit Unrecht. Wenigstens wussten mir die gescheitesten Köpfe im Berner Land, die ich nach dem Grunde dieses Verrufs fragte, keinen Bescheid zu geben, und was ich selber erfahren, so oft mich mein Weg nach Bümplitz führte, war das gerade Gegenteil von dem, was der Schweizer schon beim Klange dieses wunderlichen Namens empfindet. Ich fand das Dorf merkwürdig – aber nur, weil mir auf diesem kleinen Fleckchen Erde mehr gerechte und kluge Leute begegnet sind als sonst wo. Und merkwürdig fand ich es noch um eines andern Umstandes willen: dieses kleine Dorf besitzt oder besass bis vor kurzem seine eigene Zeitung, die ich mir regelmässig nach – Berlin zuschicken liess, weil ich sie für das originellste Blatt hielt, das in deutscher Sprache erschien. Die Zeitung hielt sich etwa drei Jahre lang überm Wasser, bis sie eines Tages an der Genialität ihres Herausgebers zu Grunde ging. Nun sammelt dieser die Trümmer seines kapriziösen Werkes, und was er einst den Bümplitzer

Bauern vorgetragen, das wiederholt er jetzt der Welt mit einer leisen Ironie, die schon aus dem Titel herauszuklingen scheint: im Grunde ist mir die „Welt“ gerade so schnuppe wie mein Bümplitz...

Ein sonderbares Blatt war das. Neben Markt- und Polizeiberichten fand man in jeder Nummer Erörterungen über Fragen allgemeiner Natur, meist abgerundete ethische Abhandlungen, sprühend von Geist und Laune und dabei doch das Ding so fest anpackend, dass man immer die Empfindung hatte, es lasse sich nichts mehr darüber sagen. Ein Philosoph sprach da zu den Bauern, nicht in Parabel-Weisheit sich ergehend, sondern frischweg seine kecken Gedanken in Worte umsetzend – und diesen Worten sah man es an, dass sie nicht beim Schein einer Gelehrten- oder meinetwegen Redaktionslampe ausgebrütet wurden, sondern gereift sind bei Sonne und Regen wie das Korn im Felde. Er sprach zu den Bauern und scherte sich doch nicht um ihre Meinung; er sagte ihnen Wahrheiten, unbekümmert, ob sie sie verschlucken würden oder nicht. Und gerade dadurch entwickelte sich eine reizvolle Intimität zwischen dem Zeitungsmann und seinen Lesern, die sich selbst die allerderbsten Aufrichtigkeiten leisten durfte. Schreibt ihm da etwa eines Tages eine empfindsame Leserin einen wohlgemeinten Brief aus Anlass eines Aufsatzes über die Höflichkeit und möchte ihm zu Gemüte führen, dass er durch Angriffe auf ein so heilig Ding, wie es die Höflichkeit sei, den Ruf seines Blattes kompromittiere. Der „Redaktor“ setzt sich darauf hin und antwortet der Dame in der nächsten Nummer mit einem Artikel, der in dem Buche wieder abgedruckt ist und aus dem ich gleich ein paar Sätze anführen will, weil sie am besten den Mann und seine Schreibart illustrieren: „Vor allen Dingen muss ich der Dame für die Belehrung danken, dass ich und mein Blatt einen guten Ruf genießen. Wäre dies nicht, so könnte sie mir nicht mit dessen Verluste drohen. Das wusste ich bis heute nicht. Und nun, liebenswürdige, empfindsame Leserin, die Du Anstoss an meiner „Höflichkeit“ genommen, und Du, mein liebwertes Publikum, entsetze Dich! Es ist mir noch selten etwas so bombenwurst gewesen wie mein und meines Blattes guter Ruf. Ja, ich glaube sogar, wenn ich aus zuverlässigerer Quelle als aus dem Briefe meiner aufgebrachten Leserin wüsste, dass ich mich wirklich eines so guten Rufes erfreue, welchen zu verlieren sich lohnen würde, ich in meiner Selbstachtung sänke. Denn der gute Ruf, auf den mich die Dame anweist, ist in meinen Augen nichts mehr als der feingebürstete,

glänzende Zylinderhut, den man auf jeden Hohlkopf setzen, der fein geschnittene Frack, den man jeder Vogelscheuche umhängen kann. Der gute Ruf ist eine Banknote, die an sich keinen, durch die Summe, die sie darstellt, einen grossen Wert hat. Der gute Ruf ist der Stempel unserer Mittelmässigkeit, und ich halte es mit Böcklin, der eines Tages sagte, d e r Mensch sei am glücklichsten, der gesellschaftlich am wenigsten zu verlieren habe.“

Man sieht: der Philosoph von Bümplitz nimmt kein Blatt vor den Mund und kennt keine Rücksichten, nicht einmal jene, auf die gemeiniglich der Zeitungsleser durch Erlegen seines Abonnements-Groschens Anspruch zu erheben sich berechtigt glaubt.

Jene Abhandlung über die Höflichkeit aber, die dem Redaktor die Mahnung seiner Leserin eingebracht, ist ein Muster für die einzige erspriessliche Art, wie man konventionelle Lügen bekämpfen sollte. Da wird den Bauern von der Höflichkeit wie von einer exotischen Krankheit in der nüchternen beschreibenden Weise erzählt, wie sich ihrer die Naturwissenschaften bedienen: zuerst also die allgemeine Definition mit dem lateinischen Namen der Krankheit – *paranoia inclinans* : Bückwahnsinn – hierauf die Aufzählung aller ihrer Eigenschaften, ihrer Symptome, der Bedingungen, unter denen sie vorkommt und sich entwickelt – usw. Kurz: ein lustiges moralisches Kapitel, bei dem aber selbst die feinste Nase keinen Moralingeruch verspüren wird.

Und dies scheint mir eben das am meisten Charakteristische an allen ethischen Abhandlungen zu sein, die uns der Philosoph von Bümplitz vorlegt: ein durch und durch moralischer Geist weht aus ihnen, aber nie wird man durch eine moralische Phrase verletzt. Sein ethisches Empfinden lässt sich in keine enge Formel einschliessen. Ihm kommt es immer auf das verinnerlichte Gefühl an. So kann er beispielsweise gegen die Moralkrämer wettern, die den Menschen keinen Genuss gönnen, und doch auch bekennen, dass der genussstüchtigste Mensch den Augen seiner Mitmenschen stets als der genügsamste erscheinen wird. Er kann den Luxus des Lebens predigen und gleich darauf mit einem beinahe gruseligen Scharfsinn den falschen Luxus aufdecken in allem, was wir unternehmen und womit wir uns umgeben. So ist er ein Hedoniker und Stoiker in gleicher Person – wie im Grunde alle Menschen mit feinen Sinnen, deren raffinierte Aufnahmefähigkeit alle Widersprüche der Philosophen in sich besiegt.

Ich sagte, „Bümplitz und die Welt“ erinnere mich an das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“. Durch die obigen Ausführungen habe ich aber inzwischen den ersten Eindruck, den mir das Buch gemacht, korrigiert. Der Philosoph von Bümplitz ist doch anders als der rheinische Hausfreund: er ist ganz ein Sohn dieser tiefbewegten Zeit und ein Vorkämpfer für eine künftige. Aber die Ähnlichkeit mit Hebel besteht doch: beide sind „ganze Kerle“, die einem Freude machen und beide lehren uns, dass man ein Hausener Kind oder ein Philosoph von Bümplitz sein und doch aus der kleinen Welt die Dinge der grossen Welt besser sehen kann, als es diejenigen vermögen, die mitten drin im Chaos stecken und den verwirrenden Tanz mitmachen.

Und wenn ich jetzt über die Wege nachdenke, die zu dem Buche geführt haben, so finde ich alles in Ordnung. Jene Zeitung musste eingehen, damit dieses Buch zur Welt komme und denen, die ihm nunmehr auf seiner Wanderschaft begegnen, von Bümplitz und seinem Philosophen erzähle.

Jonas Fränkel